

## Weihnachten beginnt hier

Meike Friedrich

Armin Juhre ist der Schöpfer des Weihnachtsliedes EG+5 „Aus der Armut eines Stalles“. Er textete es 1985 in der Zeit, als er als Verlagslektor in Hamburg und Literatur-Redakteur beim Allgemeinen Deutschen Sonntagsblatt tätig war.

Das Lied umfasst drei Strophen. Es beginnt nicht mit der Heiligen Familie, nicht mit der Schau auf den Stern in der Nacht, nicht mit den Tieren in und um den Stall und nicht mit der Geburt des Kindes. Es beginnt ganz prosaisch mit dem Stall, in dem das Weihnachtswunder stattfindet. Dieser Stall wird nicht näher beschrieben. Er wird nicht in all seinen Bestandteilen aufgezählt (Holz, Stroh, Krippe, Tiere), sondern wird einfach nur vorgestellt mit den ersten Worten des Liedes „Aus der Armut eines Stalles“. Damit wird sofort und ohne Umwege klargemacht, worin „das Besondere“ des Ortes besteht, nämlich in seiner Nicht-Besonderheit. Wenn er durch etwas auffällt, dann nur durch seine „Armut“. Der Stall weist keine Auffälligkeit auf, nichts, was es wert wäre, benannt oder beschrieben zu werden. Gleich im ersten Satz wird ein Gegenentwurf zu diesem jammervollen Bild genannt, denn aus dem Stall dringt „ein gutes warmes Licht“. Mehr oder Genauer wird zu der Geburt Jesu Christi nicht gesagt. Diese Worte fassen das Wunder der Weihnacht zusammen ohne die Verwendung der hergebrachten Formeln, die sich sonst in Adventsliedern finden (heilig, Jungfrau, Gottes Sohn etc).

Der Liedtext setzt sich fort mit den Worten: „und wir sehn, wie aus der Stille eine neue Zeit anbricht.“ Das ist eine sehr spannende Formulierung, denn die Begriffe „Stille“ und „sehen“ passen nicht wirklich zueinander. Stille ist nicht sichtbar (noch nicht mal hörbar). Wir können nur Bilder oder Szenen sehen, die von Stille erzählen. Und genau das ist Juhre mit seinen ersten Worten gelungen. Ein Stall, Armut und Licht sind allesamt Begriffe, die nicht von Lautstärke geprägt sind. Ein Ort, normalerweise ohne Menschen; ein Zustand, den man auch nicht unbedingt gerne laut in die Welt kommuniziert; und ein Licht: alles kreiert Bilder in der Phantasie, die aber nicht mit Geräuschen unterlegt sind. Die Singenden des Liedes werden also von dem Kern der Strophe nicht abgelenkt, dass nämlich eine neue Zeit anbricht. Diese Wendung ist großartig für ein Weihnachtslied in moderner Sprache. Menschen nutzen diese Wendung gerne, wenn sie selbst etwas neu entwickelt oder gemacht haben, oft noch ohne Wissen über mögliche Nachteile neben den Vorteilen. Hier aber werden die Worte gewählt für ein Ereignis, das 2000 Jahre zurückliegt und dessen Nutzen für die Menschheit erkennbar wurde und nicht kleinzureden ist. Mit dem Weihnachtsabend damals ist eine neue Zeit angebrochen. Eine Zeit, die nicht mehr ausschließlich geprägt war durch Egoismus und die Durchsetzungsmacht des oder der Stärkeren, sondern eine Zeit, die einen neuen Gedanken hat großwerden lassen: Gott schenkt sein eigenes Kind, um in Kontakt mit den Menschen zu bleiben, und die Menschen lernten von diesem Kind, den Wert des Mitmenschen zu erkennen und in eine Beziehung zu Gott einzutreten. Juhre gelingt es mit dieser Wendung sehr geschickt und unauffällig, das

Geschehen damals in unserer Zeit zu verankern und vermeidet damit das Verharren in einer fernen Zeit. Die Geburt Jesu Christi ist für den heutigen Menschen genauso aktuell und wichtig wie sie es vor 2000 Jahren war.

Nicht Hirten oder andere normale, gewöhnliche Menschen stehen im Mittelpunkt der **zweiten Strophe**, sondern die Könige. Auch das ist für ein Weihnachtslied sehr ungewöhnlich, denn sonst wird das Weihnachtswunder geschildert als etwas, was dem normalen Kleinbürger nahegebracht wird. Hier kommen aber nun Könige am Beginn der neuen Zeit und erleben ihrerseits auch etwas gänzlich Neues. Sie finden „unvergleichlich mehr“, als sie selber an Schätzen mitbringen. Was sie aber finden, wird nicht näher ausgeführt. Das muss wohl von jedem selbst entschlüsselt werden. Finden sie eine Art von Reichtum oder treffen sie auf eine Macht, die ihre Königsmacht weit übersteigt? – Diese Strophe lädt ein zum Phantasieren über die weltverändernde Bedeutung dieser in einem Stall stattfindenden Geburt. Das Lied bleibt wunderbar offen für Hoffnungen, die man heute formulieren würde und die nur wenig zu tun haben mit den Lebensbedingungen zur Zeit Jesu. In unserer Zeit haben wir es oft mit Menschen zu tun, die wie die Könige eigentlich „alles haben“ und somit gar nicht mehr wissen, was sie eigentlich haben oder erwarten sollen. Auch hier ist es gelungen, alte Bilder in unsere heutige Zeit zu übertragen.

Erst in der **dritten und letzten Strophe** wird nun laut besungen, worum es eigentlich geht: die Geburt Jesu Christi. Seine Besonderheit wird in einem Begriffspaar zusammengefasst („Menschensohn und Gotteskind“). Dieses Begriffspaar wurde sicherlich aufgrund seiner Endungen in dieser Weise zusammengesetzt, damit ein Reim entstehen kann. Aber trotzdem klingt in den Begriffen eine kleine Unterscheidung an, die spannend ist. Auf der einen Seite wird die Geburt den Menschen zugeordnet. Jesus wurde als Menschensohn geboren. Diese Formulierung ist schon lange in Gebrauch und beschreibt genau das, als was Jesus immer angesehen und gekannt wurde: als einer von uns, in menschlichen, eher ärmlichen Verhältnissen geboren, in keiner Weise privilegiert, festgelegt durch seine menschlichen Gebundenheiten (z.B. das Geschlecht), aber eben auch genau dadurch für Menschen greifbar und erfahrbar. Auf der anderen Seite ist es aber eben auch seine göttliche Wesenheit, über die man zu diesem Zeitpunkt noch nichts weiß und die man im Folgenden erst kennenlernen muss. Und erst jetzt werden die Hirten genannt als die ersten „Zeugen“, die offenbar eine Ahnung haben von Jesu Bedeutung für die Menschen. Sie sind auch die ersten, die von dieser Ahnung, ohne Wissen, weitersagen. Diese letzte Liedzeile könnte man heute starkmachen, denn genau hier liegt die Herausforderung. Die Bedeutung dieser Geburt muss heute wieder viel mehr kommuniziert und weiter verbreitet werden, und zwar auch durch nicht im kirchlichen Dienst stehende Menschen.

Die **Melodie** des Liedes scheint sich an der ersten Strophe zu orientieren. Sie bleibt erhalten und eher schmucklos, solange es um die „Armut des Stalles“ geht. Die Melodie umfasst nicht mehr als eine Quinte im unteren Tonraum von d-Moll. Erst mit der nächsten Textzeile werden auch die oberen Töne des Oktavraumes erfasst. Die Melodiespitze liegt

auf dem Wort „sehen“ und legt so den Schwerpunkt auf eine Erfahrung, die wir normalerweise nicht mit der Geburtsgeschichte machen. Wir hören von den Ereignissen der Heiligen Nacht, aber wir sehen sie nicht. Über drei Takte wird die Melodie stufenweise herabgeführt und landet schließlich spannungsvoll auf der Sekunde. Erst in der folgenden Wiederholung wird sie dann auf die Prim zurückgeführt. Die „neue Zeit“, die mit der Geburt anbricht, wird so in Tönen verheißungsvoll angekündigt, aber auch wieder geerdet. Das Lied eignet sich sicher gut, in „nachdenklichen“ Weihnachtsgottesdiensten verwendet zu werden. Sicher ist es nicht an erster Stelle zu nennen für familien- und kinderorientierte Heilig-Abend-Gottesdienste, in denen die Geschichte selbst im Mittelpunkt steht.